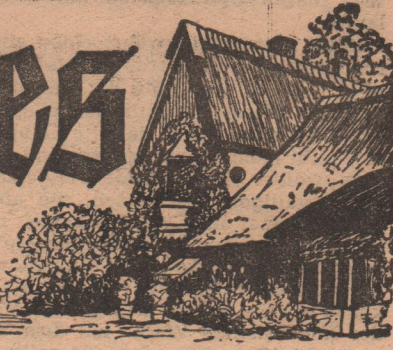




Niederdeutsches Heimatblatt



Nr. 121

Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern

Heimatbund an Elbe und Wesermündung, e. V.

Januar 1960

Der Herr „Capitain“ hatte zahlreiche Extrawünsche

Aus Wremens Franzosenzeit (III)

Wir aber hatten hier nun den Franzosen im Lande und das — mit kurzen Unterbrechungen — zehn Jahre lang! Bereits am 5. Juni 1803 besetzten die Franzosen die Landeshauptstadt Hannover, am 10. Juni Lehe, am 18. Juni Stade. Dann, am 6. Juli 1803, hatten sich die Franzosen auch hier am Wremertief eine Strandwache eingerichtet. Ab 28. Juli lagen in Wremen bis Anfang August 1803 zuerst nur sieben Mann französische Einquartierung. Allzu lange sollte es allerdings nicht bei dieser geringen Einquartierungszahl bleiben. Bereits im nächsten Monat, am 14. September, erschienen ein französischer Oberst und ein Major aus Lehe und erklärten, Lehe könne allein die Einquartierung nicht mehr tragen. Wremen müsse entweder eine Kompanie von 80 Mann aufnehmen oder drei Offiziere unterhalten, „die in Lehe veralimentiert werden müßten“. Diese Kosten für die drei Offiziere seien dann alle acht Tage zu bezahlen. In Wremen entschloß man sich daraufhin für das Letztere, nämlich die drei französischen Offiziere in Lehe „bei der Witwe Gallen zu veralimentieren“. Nach geraumer Zeit aber ordnete dann der französische Major in Lehe an, Wremen hätte einen weiteren Offizier in Lehe zu verpflegen. Daraufhin bat Wremen, diese Kosten auf die drei Kirchspiele Imsum, Wremen und Mulsum zu verteilen, „allwo die Kompanie (zu der diese Offiziere gehörten) ins Quartier wäre.“ Hieraus ist zu schließen, daß außer der französischen Deichwache und den erstgenannten sieben französischen Soldaten in Wremen doch noch, trotz aller bezahlten Offiziersverpflegungsgelder, hier in den letzten Monaten des Jahres 1803 eine ganze Anzahl Soldaten im Quartier lag. Das

ergibt auch eine Notiz in den alten Wremer Gemeindeakten, die besagt, daß für die von Wremen nach Dorum am 10. Oktober 1803 umquartierten Soldaten wiederum 27 Mann in ihre Quartiere in Wremen eingerückt seien, und daß damals die Einquartierung in der Gemeinde Wremen schon dreimal die Runde gemacht habe. Wer von den Wremern keine Einquartierung hatte, mußte dafür Brot und Fleisch für die Soldaten von Dorum holen.

Bei den vorgenannten, im Oktober 1803 hier neu einquartierten 27 Franzosen war auch ein „Capitain“ (= Hauptmann) mit Frau und Kind. Er wurde bei der Witwe Adickes untergebracht. Diese beschwerte sich bald darauf, die Einquartierung sei ihr „zu lästig“. Sie könne unmöglich Speise und Getränke allein stellen, „weil sie zu viel prästendierten“ (= forderten). Wohl wolle sie Stube, Kammer und Küche hergeben, aber das Kirchspiel sollte einen Koch und Speise und Getränke für die französischen Quartiergäste anschaffen.

Darauf begaben sich die Wremer Deputierten nach dem „Capitain“ und machten ihm das bekannt. Derselbe aber (so heißt es im Bericht der Deputierten) erklärte sich dahin, soviel wir von ihm verstehen konnten, daß so viele Anstalten gar nicht nötig wären, er wolle dem Kirchspiel keine großen Kosten verursachen, wenn er vorerst einige Botelyen Malliga (Malaga?), sechs Flaschen Rotwein, einige Flaschen Weißwein, Rum u. ä. an Getränken hätte. An Speisung, erklärte der Herr Kapitän, brauche er soviel nicht: nur gutes Weißbrot, „ferner den einen Tag einen Hasen, den andern Tag eine Ente, Gänse, Hühner usw.“ All das Vorgenannte, so meinte der anscheinend doch

nicht so ganz anspruchslose Franzose, könne den Wremern ja nur wenig Kosten verursachen, und die Zubereitung der Speisen ließe sich leicht auch ohne Koch machen. Außerdem äußerte er noch einige andere Extrawünsche, nämlich, er bat sich eine wollene Matratze aus, weil die Federbetten ihm ungewohnt wären, und er verlangte (was er auch sogleich erhielt) vier Buch Schreibpapier, zwei Stangen Siegellack, eine Schachtel Oblaten, eine Stiege guter Schreibfedern und etwas Medizin von der Dorumer Apotheke.

Nach dieser Verhandlung mit ihm, faßte die damalige Wremer Gemeindevertretung den Beschluß: Witwe Adickes behält ihren Quartiergast. Sie solle ihm „des Morgens und Nachmittags Getränk, Coffee oder Malliga und Rum statt Coffee, wie es der Herr Capitain verlangt, geben.“ Das übrige Essen und Getränke, mittags und abends, sollte vom Kirchspiel bezahlt werden. Die Frau des damaligen Wremer Lehrers Thumann, wohlbewandert in feinerer Kochkunst, sollte für den Franzosen kochen. Die Feuerung für den Küchenherd lieferte auch das Kirchspiel.

Was für Umstände eines Mannes wegen, was für Forderungen zumal an Alkohol! Man versteht, daß die französische Einquartierung mehr und mehr als eine recht drückende Last empfunden wurde und daß Ribbentrop in seiner Chronik aus dem benachbarten Lehe schreiben konnte: „Man machte vielerlei und große Präensionen, der gemeine Soldat verlangte Wein und gebratenes Fleisch.“

Einen Begriff von all den Kosten und Nebenkosten, die unseren Altvorderen aus dieser Besetzung und Einquartierung in dieser Zeit erwuchsen — und dazu war das Jahr 1804 auch noch ein Jahr völliger Mißernte —, bekommt man aus einer Kostenzusammenstellung nur eines der damaligen vier Wremer Deputierten. Und dabei umfaßt diese Zusammenstellung auch nur den Zeitraum vom Juli 1803 bis dahin 1804, und hinzukommen für diesen Zeitraum noch die Aufrechnungen der anderen Deputierten in Wremen. Als Schlußsumme steht am Ende dieser Abrechnung von Juli 1803 bis Juli 1804 der ansehnliche Betrag von 511 Rthl. 30 grt., wozu für diese Zeit dann noch, wie eben gesagt, die Beträge in den Abrechnungen der anderen drei Wremer Deputierten kommen. Auch in ihren Zusammenstellungen der Einquartierungskosten finden sich neben den üblichen Ausgaben für Lebensmittel (u. a. Hasen, Tauben, Butter, Vizebohnen, Zwiebeln), für viele Fuder Torf, für Futter für die Offizierspferde, für Offiziersspeisungskosten an die vorerwähnte „Madame Galle“ in Lehe und an den Wremer Kaufmann Schiebler und für Bezahlung eines als Dolmetscher fungierenden Sergeanten noch andere, z. T. recht spezielle Ausgaben, z. B. für ein Gewehr mit zwei Läufen, für Fliegenstein für des H. Capitäns Pferd, für ein Schaffell mit Wolle, für Apothekerrechnungen des H. Capitäns und für Maurerlohn an Meister Ronenberg, der „die Prison“ (wie es heißt) ausbesserte.

Besonders kostspielig wurde es für die Wremer Gemeindekasse, wenn ein hier einquartierter französischer Offizier ein „Tractemang“ (d. h. eine Bewirtung) gab, wie u. a. im Januar 1805, als der Kommandant aus Lehe anwesend war. Das hat (so schreiben die Deputierten) „ziemlich Unkosten verursacht“, zumal noch bei der Abfahrt des Kommandanten die Kutschpferde scheuten und der Wagen beschädigt ward. Den mußte nachher die Gemeinde auch noch auf ihre Kosten vom Rademacher Liebenburg in Dorum ausbessern lassen. Mit welcher großen Summen solche „Tractemangs“ die Wremer Kasse belasteten, ergibt sich aus einer anderen



Die schönste Freude der Jugend in der winterlichen Marsch: Strietschhlophen

Zusammenstellung vom September 1803 bis Juli 1804, deren Schlußsumme auf 370 Rthl. 35 grt. lautet.

Recht eigenartig berührt einen auch jene Forderung der hier einquartierten Franzosen vom 11. Januar 1804, da verlangte der französische Tambour von den Wremer Deputierten einen „neu Überzug seiner Trommel“, weil das alte Kalbfell seiner Trommel nicht mehr brauchbar war und nicht mehr stimmen wollte. Die derzeit vielgeplagten Wremer Ortsgewaltigen beschlossen, die abgängige Franzosentrommel auf Gemeindegeldern neu überziehen zu lassen, „wenn (so bemerken sie dabei) es uns gewaltsamer Weise aufgedrungen werden sollte“. Sie werden wohl nicht um die Kosten herumgekommen sein, ebenso wenig wie bei der Bezahlung der französischen Wache auf dem Wremer Johannismarkt 1804, die aufpassen sollte, „damit keine Betteley und Unordnungen darauf stattfände.“ Für diese den Wremern geradezu aufgedrungene Marktwache sollten sechs Pistolen (= 30 Reichstaler) zu bezahlen sein, welches Geld aus den aufkommenen Standgeldern der auf dem Markt aufgestellten Buden genommen werden sollte. Aber, o weh! Das ganze eingekommene Standgeld belief sich dann nur auf zwölf Reichstaler! Entschieden weigerte sich der französische Kapitän, dies bischen Geld anzunehmen. So mußte man — nolens, volens — wieder in den damals sowieso recht schmalen Gemeindegeldern greifen und daraus 18 Taler zulegen.

Ständige Ausgaben verursachten ferner der Gemeinde Wremen die von der französischen Einquartierung hier eingerichteten Wachthäuser, das Arrestlokal (die Prison benannt) und die Krankenstube für die Soldaten. Zwei Wachthäuser wurden schon gleich 1803 am Wremer Tief und bei Schottwarden am Deich errichtet. Die Wachtmannschaft selber wurde am Wremer Tief zeitweilig bei Carsten Rönken (heute das Gelände, wo eine Baracke steht), zeitweilig bei Joh. Schwanewedel (heute die Gastwirtschaft „Zur Erholung“) am Wremer Tief untergebracht. Da aber die französische Wachtmannschaft gewiß nicht allzu sorgsam noch sparsam hier hauste, so legten später Schwanewedel wie Rönken „vom Wremer Siehl“ eine ziemliche Rechnung vor über das, was ihnen diese Wachtmannschaften alles an Unkosten bereitet hatten, nämlich so und so viele Kannen Bier, Mittagessen, Abendessen, „Coffee“, Brantwein, Butter, Pfeifen (das waren die damals üblichen langen Tonpfeifen), Tabak. Dazu reichte Rönken noch folgende Extrarechnung im Januar 1805 ein: „Was die französischen Wachen während der Zeit, wie ich selbige in meinem Hause gehabt, beschädigt und ruiniert haben, als: Fenster beschädigt, wofür an E. F. Lührs bezalet 1 Rthl., für die Stube wieder auszubessern 60 Grote, fünf Stühle mit Kissen, welche ganz unbrauchbar gemacht = 1 Reichstaler 18 Grote.“

Die Schottwardener Wache hat anscheinend durchweg in der dortigen Schule gelegen. In Joh. Eckels Hause war das sogenannte „Ordonnanz-

haus“ (1804), die „Prison“ (wie es immer heißt) wurde 1804 in das Macksche Haus eine Zeitlang verlegt, sonst sperrte man die Übeltäter unter den Franzosen von 1803 bis 1805 in „die Prison“ in Conrad Schulz' Haus. Schließlich hatte man hier auch noch das, was man früher bei unserem Kommiß „Revier“ nannte, eine Krankenstube 1804 im Hause „der Bischoffschen“ eingerichtet. Immer nun wieder kommen Ausgaben für diese Einrichtungen vor: Für die Wachthäuser wurden wieder und wieder so und so viele Bund Schoof und Fuder Torf angefordert. Eine Wremer Rechnung vom Jahre 1805 „wegen Wachstubenfeuerung“ benennt allein schon eine Summe von 216 Rthl. 50 grt., wofür man 90 Fuder Torf (das Fuder zu 1 1/2 Rthl.) von Wehden, Debstedt, Debstedter Büttel und Langen und viele Bund Schoof beschafft hatte. Dazu kamen an Wachstubenausgaben noch über 80 Rthl. für 190 Pfund Lichte (!), die die Soldaten bei ihrem Wachstubendienst verbraucht hatten. Gleichfalls hatte Wremen dauernd Stroh nach „der Prison“ zu liefern und die Heizungs- und Beleuchtungskosten der Krankenstube zu stellen. Letzteres ersieht man aus einer Abrechnung vom 18. Januar bis 9. Februar 1804, worin es heißt, jede Nacht seien vier Lichte und Torf verbraucht, „dieser Torf wurde (so heißt es) theils zur Heizung des Ofens in der Krankenstube, theils zur Kochung des vielen Wassers zum Kräutertee, so die Kranken beständig trinken mußten, verwandt.“

Ganz ungewöhnliche Ausgaben erwuchsen im Frühjahr desselben Jahres 1804 der Wremer Gemeinde durch die hier von See her eingebrachten englischen Gefangenen. Die französische Küstenwacht war auf dem Posten gewesen und hatte am 22. Mai dreizehn Engländer „auf dem hiesigen Watte gefangen und eingebracht“, wie es in den alten Akten heißt. Man brachte die 13 — es waren Matrosen — nicht in der „Prison“ unter, sondern anständigerweise im „Ordonnanzhause“ und verpflegte sie mehrere Tage ganz nett. Sie bekamen jeden Morgen ihren „Coffee“ und, da einige von ihnen wohl bei einem vorangegangenen Gefecht auf dem Watt verwundet worden waren, opferte man „zwei fast neue Hemden und sonstiges Leinen zur Verbindung“. Natürlich war das Bett, „worauf die Verwundeten gelegen (wie es heißt) voller Blut und fast dadurch ruiniert.“ Auch an Essen und Trinken für die verwundeten Feinde ließen es die Franzosen nicht fehlen, die Wremer Gemeinde mußte es ja alles bezahlen! Man verabreichte ihnen täglich außer dem Essen Brantwein, Bier, Tabak und spendierte sogar „eine Boulette Wein“. Als dann die gefangenen Engländer am 26. Mai weitertransportiert wurden, war die von Wremen zu bezahlende Rechnung auf 26 Reichstaler angelaufen.

Begreiflich, daß man in Wremen immer wieder versuchte, wenigstens etwas von dieser drückenden Einquartierungslast befreit zu werden. Meistens aber ohne sonderlichen Erfolg!

J. Möller, Himmelpforten

Das schöne Bild von Duttje

Duttje, uns lütte Deern, hett en Bild maalt. Schön bunt is dat ja, aber wat dat vörstellen schall, dat weet Duttje man ganz alleen.

Se seggt: „Kiek, Vader, hier is en Hund, un de Hund bitt di in de Bux. Un dar is de Sünne, de schien bi Moder in dat Kökenfinster. Un Moder steiht dar un pellt grad Kantüffeln.“

„Nanu?“ segg ik, „Moder pellt Kantüffeln? Ik kann aber keen Moder sehn!“ „Kannst ok nicht!“ meent Duttje. „Moder is ja binnen in't Huus.“ „Ach so“, grien ik. „Dat is denn ja wat anners. Aber weetst du, wat en richtig Bild is, dat hett jümmers en Namen. Dat heet ‚Stilleben‘ oder ‚Mona Lisa‘ oder ‚Struwelpeter‘. Wo schall denn dien Bild heten?“

Duttje denkt na, düchtig. Denn seggt se: „Dat Bild schall heten: Moder pellt Kantüffeln!“

„Ja, dat is en schönen Namen“, meen ik. Ik bün tofreden, wat dat Bild nich ‚Karo hett Vader bi de Bux‘ heet ...

„Du, Vader, nu wüllt wi dat Bild aber ok uphangen!“ seggt Duttje. „Dar öber dat Radio, dar schall dat hen!“

Ik heff dar nix gegen, dar fehlt ja al lang en schön Bild an de Wand. Wi haalt Hamer un Nagel un maakt uns glieks an de Arbeit. Aber in de Wand is keen fasten Steen nich. As ik den Nagel rinhalen will, bröckelt glieks de witte Kalk vun de Wand, dat risselt man so.

Duttje röppt na de Köök: „Moder, kumm gau mal her — hier löppt de Wand ut!“ Moder kümmt glieks mit Handuul un Schüffel un schimpf: „Wenn ji man jümmers Swienkraam maken köönt! Un ik heff dar de Last vun.“

„Nu schimp man nicht!“ segg ik. „Dat is doch so en schön Bild. Dat heet: Moder pellt Kantüffeln!“

„Na ja“, seggt Moder un kickt, „de Kantüffeln sind ja ganz goot worden. Düsse hier — dat is en

schöne grote — so een för Kantüffelpuffer.“ „Dat is keen Kantüffel, dat is doch de Sünne“, seggt Duttje. „Ik kann ja wull nich kieken“, lacht Moder, „aber nu seh ik dat ok — klar, dat is de Sünne! Aber düsse Kantüffel hier ünne, dat is ja wull een ut Meckelborg, wat?“

„Neel!“ seggt Duttje, „dat is ok keen Kantüffel. Dat is ‚Vader, un dat dar is Karo, de hett en bi de Bux.“ „So? Un wo bün ik denn up dat Bild?“ fraagt Moder. „Kannst dat nich sehn? Du sittst doch achter de Muur, binnen in dat Huus — in de Köök —“ Do nimmt Moder Handuul un Schüffel un geht wedder rut.

An de Döör dreiht se sik nochmal üm un seggt: „Mien Ogen sünd doch al bannig slecht worden. Dat nächste Mal mutt ik mi wull en Brill upsetten.“

„Dat bruukst du gar nich, Moder!“ seggt Duttje un is al wedder bi ehr Buntstiften. „Ik maal den ganzen Kraam eben nochmal wedder af, blöts veel grötter! Denn kannst dat beter sehn!“ Do geht Moder gau rut. — Un ik? Ik sitt dar un luur up dat niege Bild. Un wat ik dar bet nu vun wies worden bün — tja, dar sünd Rubens sien groten Dinger man so lütt as de Breefmarken gegen ...

Otto Tenne

Plattdautscher Lesewettbewerf

Zur Erhaltung und Förderung der plattdautschen Sprache veranstaltet die Ostfriesische Landschaft in diesem Jahr in allen ostfriesischen Schulen einen plattdautschen Lesewettbewerf, der am 10. Mai zum Ostfriesentag entschieden werden soll. In den einzelnen Kreisen werden schon die drei besten Leser der für alle Teilnehmer vorgeschriebenen plattdautschen Texte ermittelt. Aus ihnen sollen dann die fünf besten aus ganz Ostfriesland ermittelt werden, die von der Ostfriesischen Landschaft mit Buchpreisen und einer Reise durch Ostfriesland belohnt werden sollen.

Nochmals „Dreschblock“

Ein kurzer Nachtrag zu dem Aufsatz in Nr. 118 (1959) des Heimatblattes

Eine ganze Reihe von Zuschriften mit Hinweisen über das Vorkommen und die Verwendung dieses bäuerlichen Geräts ermöglichen es, die Ausführungen noch zu ergänzen:

Im Jahre 1926 schuf der niederländische Volkskundler D. J. van der Ven in Oosterbeek bei Arnheim einen folkloristischen Film „in zes afdeelingen met een Naspel“ über „Neerland's Volksleven in den Oogsttijd“, der in ausgezeichnete Weise auch die mit dem Ausbruch der Kohlsaaf verbundenen Gebräuche aufweist.

Ferner erhielt ich durch die Vermittlung von Amtmann P. Torp, Bremerhaven, Birkenweg, davon Kenntnis, daß die Zeitung „Rheiderland“ in den Ausgaben vom 20. und 21. Juli 1950 Berichte über die Herstellung eines Films bot, dessen Aufnahme auf dem Hof von Frl. de Boer in Heintztpolder erfolgten. Der Schöpfer des Films war Dr. Fritz Kempe.

Weiterhin sandte mir der Jeverländische Altertums- und Heimatverein in Jever freundlicherweise ein Buch, dessen Verfasser der Hauptlehrer i. R. H. Fastenau, Jever, ist, und der in einem besonderen Kapitel ausführlich Form und Arbeitsweise des Dreschblocks behandelt und dazu auch die sozialen Folgen seiner Verwendung zeigt. Am 31. Mai 1848 schrieb der Amtmann Hümme von Tettens: „Die Maschinen werden vielfach als Feinde der Arbeiter angegriffen, oft schon genug von diesen zerstört. Dem hiezulande gebräuchlichen Dreschblock ist es insofern besser ergangen, als man ihn bis jetzt nur mit Tadel, nicht aber mit Gewalt bekämpft hat ...“

Nach der Darstellung von Fastenau wurde er in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Ostfriesland eingeführt, wo er bis nach dem ersten Weltkrieg ein treuer Helfer in den Betrieben blieb, bis er durch den Göpel und die Dreschmaschine abgelöst wurde. In dem Bericht der genannten Zeitung wird ausdrücklich festgestellt, daß früher in allen Scheunen der größeren ostfriesischen Bauernbetriebe solche Geräte vorhanden waren. Wie in den Niederlanden damit die Kohlsaaf, so wurden hier damit aus den Schoten die leicht spillenden Raps- und Senfkörner ausgedroschen. Im übrigen bestand hinsichtlich der Bezeichnungen am Gerät und im Hinblick auf die mit seinem Gebrauch zusammenhängenden Gebräuche hier wie in Holland fast völlige Übereinstimmung.

J. J. Cordes

Wer kann Auskunft geben?

In dem kürzlich von Rudolph Koop herausgegebenen Briefwechsel zwischen Hermann Allmers und Detlef Detlefsen ist eine Einladung des Dichters vom 7. August 1862 an seinen Freund und dessen Vater nach Rechtenfleth enthalten. Allmers empfiehlt Detlefsen, bei dieser Gelegenheit dem Lande Wursten und den Unterweserorten einen Besuch abzustatten. „Ihr werdet sehen“, heißt es da, „daß Euch dieser Weg manches Interessante und Anregende bieten wird, namentlich die Wurster Marsch, die hinter Midlum beginnt und eine Menge uralter Kirchen hat. So hat z. B. die Kirche des Hauptortes Dorum ein interessantes Sacramenthaus und einen sehr alten Taufstein, wohl dem 11. Jahrhundert angehörend, in Mulsum ist eine Granitkirche mit einem holzgeschnitzten Altarschrein, in Wremen eine romanische Kirche aus Tuffsteinen und ein Kirchhof mit Grabsteinen alter Friesenhäuptlinge, in Imsum ein merkwürdiges bronzenes Taufbecken, in Bremerlehe eine alte Planke mit Inschriften und Graffiti, und endlich Bremerhaven und Geestemünde ist auch wohl der Mühe wert, sich anzusehen.“

Was hat es mit der „Planke mit Inschriften und Graffiti“ auf sich? Wer kennt sie? Schröder, der Chronist von Lehe, erwähnt sie unseres Wissens nirgends in seinen Schriften. Auch Dr. J. Bohls hat nie davon gesprochen. Aber die Einreihung unter die besten Kunstdenkmale unserer Gegend zeigt, daß es sich um eine Sehenswürdigkeit von Bedeutung gehandelt hat. Jeder Hinweis wäre uns deshalb wertvoll.

-e-

Geestemünder Petroleumhandel

Vortrag von Dr. Hieke, Hamburg

Der Leiter der Wirtschaftsgeschichtlichen Forschungsstelle e. V. in Hamburg, Dr. Hieke, spricht am Dienstag, 26. Januar, 20 Uhr, im Nordsee-Hotel Naber über „Geestemünder Petroleumhandel und Petroleumhafen 1863—1876“. Die Anfänge des deutschen Petroleumhandels sind mit dem Geestemünder Handels- und dem „Petroleumkönig“ Ridemann, dessen Palast in der Borriesstraße stand, eng verknüpft. Dr. Hieke fand bei seinen Studien sehr bemerkenswerte Akten und verspricht uns einen Vortrag, der uns wesentliche Kenntnisse vermitteln wird.

Eine Dreitagefahrt durch niedersächsische Heimat und Geschichte

Die kurzen Mehrtagefahrten des Heimatbundes der Männer vom Morgenstern im Herbst gehören zu seinen glücklichsten Veranstaltungen. Dunkle, nasse, neblige Wochen liegen vor einem, der Winter naht. Da möchte man noch einmal herbstliche Schönheit sehen, den Zauber farbiger Wälder, möchte noch einmal auf Bergeshöhe weit ins Land hinausschauen, den Reiz früh einfallender Dämmerung, den Lichterglanz unbekannter Städte erleben und heiter in abendlicher Runde sitzen. In die Freude an aller Schönheit mischt sich leise Abschiedswehmut. Aber diese Fahrten in unsere niedersächsische Heimat geben uns noch mehr. Stolz Vergangenheit tut sich vor uns auf, Dome, Schlösser, Bürgerbauten; und sie werden gedeutet. Männer und Ereignisse der Geschichte gewinnen vor solchem Hintergrund ungeahntes Leben. Auch große Schöpfungen unserer Tage werden nicht übergangen, Werke, Industriebauten, ganze Städte. Sie gehören nicht minder zu unserer Heimat als die graue Vorzeit, als Kirche und Kaisertum des Mittelalters, als Fürstengründungen und Bürgerschaffen späterer Jahrhunderte. Auf wenig befahrenen Straßen erschließt sich unbekannte Landschaft, selten besuchte Schönheit.

Wann stand der Morgenstern schon einmal so leuchtend klar und groß am Himmel wie am 16. Oktober letzten Jahres, als die Dreitagefahrt des Heimatbundes begann? Sie führte zuerst nach Verden. Das kleine Städtchen ist umwittert von der Erinnerung an das Blutgericht Karls des Großen, dem 4500 sächsische Edeling zu Opfer gefallen sein sollen. Aber es ist doch freundlich. Das erste Fußvertreten hier war belebend; der Gang über den Markt gab Anlaß zu Vergleichen und zu raschen Käufen. Wie wurde die Stadt? Zuerst kamen Benediktinermönche hierher und bauten in der Nähe eines wichtigen Überganges über zwei Allerarme eine Abtei. Ihre Kirche wurde zum Dom, das heißt zur Bischofskirche, als das Bistum Bardowiek nach Verden verlegt wurde. Um den Dom herum wuchs natürlich die Bischofsstadt mit ihren Befestigungen. Und dann wiederholte sich hier, was sonderbarerweise an vielen anderen Stellen geschah: Unmittelbar neben der Bischofsstadt erwuchs eine ebenfalls mauerumwehrte Kaufmannsstadt mit völlig eigener Verwaltung. Erst im 17. Jahrhundert verlor sie ihre Selbständigkeit und wuchs mit dem südlichen Nachbarn zusammen. Beim Rundgang kann man die Nahtstelle deutlich erkennen. Ein Besuch des Domes lohnt immer wieder, besonders unter kundiger Führung. Auf dem Domplatz sah man erschreckend die Folgen der Dürre; aus grünem Rasen war eine Staubfläche geworden.

An diesem ersten Tage fuhren wir bis zum Nachtquartier in Wolfsburg hin immer alleraufwärts und kamen so bald hinter Verden zum Wasserschloß Ahlden. Es ist ein Renaissancebau in Hufeisenform aus verschiedenen Bauzeiten, sehr schlicht, fast kann man sagen schmucklos in Ziegelfachwerk aufgeführt. Nicht seine Schönheit lockte uns ein wenig von der Hauptstraße weg zu ihm hin, sondern das trübe Schicksal der „Prinzessin von Ahlden“, das sich hier vollendete. Sophie Dorothea war die Tochter des letzten Welfenherzogs der Celler Linie. Sie wurde jung mit ihrem Vetter verheiratet, dem späteren Kurfürsten von Hannover und König von England. Die Ehe war wenig glücklich. Sophie Dorothea suchte ihrem Leben durch die Flucht mit dem Grafen Königsmarck eine Wendung zu geben. Der Versuch scheiterte. Von dem Grafen hat man nie wieder etwas gesehen, die Prinzessin wurde als Gefangene nach Ahlden gebracht und lebte dort noch viele Jahre. Durch die beiden Kinder, die sie vorher ihrem Gemahl geschenkt hatte, wurde sie die Stammutter der preußischen wie der englischen Könige. So kommt es, daß so viele Engländer das Schloß besuchen, daß die Straßenschilder in Schloßnähe zweisprachig sind.

Auch Celle, die nächste Stadt an der Aller, entstand an einem Flußübergang, aber viel später als Verden, um 1300, und nicht als Mönchs- oder Bischofssitz, sondern als Gründung eines Welfen; bis zum Aussterben seiner Linie im Jahre 1705 war Celle Residenz. Da steht noch das Schloß in seiner letzten Barockgestalt, da scheint noch ein schwacher Schimmer vom Glanz der herzoglichen Zeit über den Straßen zu liegen. In farbiger Schönheit strahlen die Häuser mit Giebeln oder Traufseiten zur Straße hin, mit Vorkragungen und Schnitzereien. Aber sie sind keine Museumsstücke. Celle ist durchaus eine lebendige Stadt; alte Schönheit und Erfordernisse unserer Zeit hat man glücklich zu vereinen gewußt. Das gilt auch für das Schloß. Seine Glanzzeit erlebte es unter dem letzten Herzog dieser Linie, Georg Wilhelm, und seiner Gemahlin Eleonore d'Olbreuse. Sie stammt aus hugenottischem Adel, wurde aber erst über verschiedene Ständeserhebungen zur ebenbürtigen Herzogin. Die „Prinzessin von Ahlden“, ihr einziges Kind, brachte das Herzogtum Celle an Hannover.

Der Schloßführer geleitete uns zuerst in die Ka-

pelle. Mit ihrem reichen, fast darf man sagen, überreichen Schmuck an höfischen und biblisch-kirchlichen Bildern ist sie ein wohl einmaliger Kirchenraum reiner Renaissancekunst.

Das reizende kleine Schloßtheater liegt jenseits des schönen Binnenhofes im gegenüberliegenden Flügel zwei Treppen hoch. Es träumt nicht etwa von vergangenem Leben, sondern ist die Bühne der städtischen Schauspieler. Das Schönste sind die Wandelräume neben dem Zuschauerraum, alte, mit stilechter Einrichtung versehene Prunkgemächer. Wer sich in ihnen bei festlicher Abendbeleuchtung ergehen darf, wer vorher schon an dem reichen Gemäldeschmuck des Treppenhauses mit offenen Augen vorbeigeschritten ist und nicht in erhobener Stimmung seinen Sitz einnimmt, dem ist nicht zu helfen. — Auch in diesem Schloß hat sich ein trauriges Frauenschicksal vollendet. Die in England geborene Welfenprinzessin Caroline Mathilde war fünfzehnjährig mit dem rohen, zuletzt geisteskranken König Christian VII. von Dänemark verheiratet worden. Sie suchte Schutz und Trost bei dem hochbedeutenden Minister Struensee und stützte ihn in seinen Reformmaßnahmen. So wurde sie in Struensees Sturz hineingezogen. Während der Graf hingerichtet wurde, mußte sie in die Scheidung einwilligen. Ihr Bruder, Georg III., wies ihr Schloß Celle als Zuflucht an. Da starb sie mit 24 Jahren, wie man raunte, an Gift, geliebt von ihren Cellern. Vor dem Denkmal, das ihr treue Anhänglichkeit im Park errichtet hat, haben wir auch gestanden.

Nicht weit von Celle liegt das ehemalige Zisterzienserkloster, das heutige evangelische Damenstift Wienhausen. Eine Schwiegertochter Heinrichs des Löwen hat es Anfang des 13. Jahrhunderts gegründet. Ein wundervolles Bildniswerk der Stifterin steht als einziger Schmuck in einer neu eingerichteten Halle. Der jetzige gotische Bau und die Inneneinrichtung stammen aus dem 14. Jahrhundert.



Nich klöker

Se hebbt Raketen, hebbt Atom
und anner Dübelsdinger,
se griep na'n Maand un keken gern
Gott süben op de Finger.

Un doch — hier ünnen op de Eer,
dar will de Klook nich langen,
dar sleit de een den annern doot,
un de Prophet mutt hangen.

Is nix ümbi as Larm un Striet,
an Grenzen staht Kanonen.
De Minschen kiek't as't lebe Veeh
up Tackeldraht un Zonen.

Professors aber sitt un schrievt
vun't Weltall dicke Böker —
is wahr: de Minschen sünd wull klook,
man blots, se ward nich klöker.

Otto Tenne



Wer zur Besichtigung in den Klosterpark und vor die beiden edlen Giebel tritt, kann nicht ahnen, was ihn erwartet. Hatten wir geglaubt, mit einer halben Stunde für die Besichtigung auszukommen, so sagte uns die Stiftsdame, die uns führen sollte, gleich, das sei viel zu kurz. Es war eine der zwölf Damen, Chanoinessen genannt, die unter einer Äbtissin das Kloster bewohnen. Die Damen leben nicht etwa in den Tag hinein, sondern sehen ihre Aufgabe darin, unserer Zeit die Frömmigkeit des Mittelalters zu deuten, die sich in den ihnen anvertrauten Kunstschatzen kundtut. Ein fester Plan regelt ihren Tageslauf, und jeder ist ein bestimmter Aufgabenkreis zugewiesen. Unsere Führerin war die Archivarin und Geschichtskennerin des Klosters, wir waren für die Führung also wirklich in den besten Händen. Schon in katholischer Zeit nahm man hier nicht nur adlige Fräulein auf, sondern auch Bauerntöchter, womit Wienhausen ziemlich allein dastehen dürfte. Noch heute ist man auf diese Weitherzigkeit stolz. Die jetzigen Stiftsdamen stammen im wesentlichen aus verdienstvollen Offiziers- und Beamtenfamilien. Unsere rüstige Führerin war mit ihren 73 Jahren eine der jüngsten. Die Äbtissin ist 90 Jahre alt. So bescheiden wie einst die Zisterzienserinnen in ihrer engen Zelle, leben die heutigen Damen nicht. Damals gehörten nicht nur die eigentlichen Nonnen, sondern auch viele dienende Frauen und betreute Kinder zu Wienhausen. Die heutigen Zwölf können sich also ausdehnen, wenn natürlich auch nur Teile der großen Anlage bewohnbar sind. Unsere Führerin zum Beispiel hat für sich und ihre Dienstbliebenen sieben Räume zur Verfügung.

Während unseres Rundganges von etwa zweieinhalb Stunden hielten wir uns oft in recht kalten Räumen auf, waren aber von dem, was wir

sahen und hörten, so gefesselt, daß uns die Zeit nicht lang wurde. Schon die Anlage des Klosters weist einige Besonderheiten auf, so zwei Innenhöfe und den zweigeschossigen Kreuzgang. Der Nonnenchor ist unversehrt aus dem 14. Jahrhundert auf uns gekommen. Mit seiner Ausmalung, die jedes Fleckchen der Wände und des Gewölbes ausnutzte, ist er wohl einmalig. Alle Bilder stehen in Beziehung zu dem holzgeschnitzten Bild des Auferstandenen, das früher auf dem Hochaltar stand, dann nach Hannover geholt wurde und jetzt hier eine besondere Kapelle schmückt. Bei einzelnen Bildhauerarbeiten wird man an die Stifterbilder im Naumburger Dom erinnert.

Ein Schauraum zeigt kleine Gebrauchsgegenstände aus dem Alltagsleben der Nonnen, die sonst nicht auf unsere Zeit gekommen sind. Ein glücklicher Zufall hat sie erhalten, und ein zweiter Glücksumstand ließ sie finden.

Die Sonne ging unter, als wir fröstelnd das Kloster verließen, und als wir in Wolfsburg einfuhren, war es dunkel, nur die Stadt glänzte und strahlte in hellem Licht. Wer Wolfsburg zum erstenmal sieht, muß von der Großzügigkeit der Anlage betroffen sein. Die Hauptgeschäftsstraße mit ihrer unwahrscheinlichen Breite, mit den großartigen öffentlichen Gebäuden, den modernen Geschäfts- und Wohnhäusern, den verlockenden Läden und dem flutenden Menschenstrom könnte in irgendeiner unserer großen Städte liegen.

Wir hatten an diesem Tage mit unseren Gedanken in fernen Zeiten gewelt, bei Karl dem Großen, bei Heinrich dem Löwen, bei Herzögen und unglücklichen Prinzessinnen des Welfenhauses, bei englischen und preußischen Königen. Und nun waren wir in einer kühnen Schöpfung unserer Tage, während des dritten Reiches als „Stadt des Volkswagenwerkes“ geplant und begründet und 1945 umgetauft. Die Stadt hatte nur eine Aufgabe: Für das Volkswagenwerk dazusein; und so ist es geblieben. Die ursprüngliche Planung war geschlossener, wichtiger. Heute gibt es ein Geschäfts- und Behördenviertel und eine Anzahl weit auseinanderliegender kleiner Siedlungen. So kommt es, daß die Stadt im Licht des nächsten Morgens einen sonderbar unfertigen Eindruck macht. Sie liegt sozusagen mitten im Feld. Manche Straßen schienen in Brachland oder Acker zu endigen. — Gern hätte man das Volkswagenwerk auch von innen gesehen; aber für die sechsstündige Besichtigung fehlte uns die Zeit.

Ganz anders als der erste Tag lebt der zweite in unserer Erinnerung. Sonnig waren beide, Burgen, Kirchen, Städte sahen wir an beiden, aber aus der weiten Norddeutschen Tiefebene fuhren wir ins niedersächsische Hügel- und Waldland, und wer an den Tag zurückdenkt, der sieht vor allem goldigen Glanz. Alles war Stille, Wärme, Leuchten, Himmelsbläue und Gold. Golden die Sonne, golden in allen Schattierungen die Blätter an den Bäumen und auf dem Boden.

Unser erstes Ziel war der Lappwald, ein niedriger Höhenzug an der Zonengrenze, wenig bekannt. Und wer kennt den Edelstein, den er trägt, das Kloster Mariental? Einst war es ein mächtiger Mittelpunkt kolonialisatorischer Arbeit der Zisterzienser. Auf einer kleinen Erhebung gelegen, schaut es weit ins Land hinaus, einsam damals wie heute. Erhalten ist vor allem noch die Kirche. Wir stiegen zu ihr hinauf und bewunderten die stolze Wucht und die erdverbundene Kraft und Schönheit ihrer romanisch genannten äußeren Formen und Verhältnisse. Wir standen im Gold der gefallenen Kastanienblätter und sahen, wie ein altes Mütterchen die Friedhofswege fegte und die Blätter verbrannte, wohl ein Weiblein aus Oberschlesien, selbst ein welches Blatt, vom Schicksalssturm hierher geweht. Durch ein kleines Nebenpfortlein betraten wir das Innere der Kirche. Die vielhundertjährige Schönheit ist unverdorben, aber die Kirche ist für ihre heutige, ganz andersartige Gemeinde hergerichtet und wohlgepflegt und geschmückt. Hier war alles wie Sonntag, und doch war's nur ein feierlich stiller Sonnentag.

Statt Ruhe und Stille fanden wir in dem bald erreichten Helmstedt Leben und Bewegung, zumal an diesem Tage hier Wochenmarkt abgehalten wurde. Helmstedt ist heute ein weit über unsere Grenzen hinaus bekannter Begriff. Bevor es seine traurige Bedeutung als Zonengrenzstadt gewann, war es auch bei uns wenig bekannt. Und doch hat die Stadt ein ehrwürdiges Alter. Schon 952 wird hier ein Kloster erwähnt, also etwa zur Zeit, als Otto I. das Kaisertum deutscher Nation begründete. Es entstand ein Marktflecken, der um 1150 Stadtrechte bekam. Die Lage an einer wichtigen Rheine-Elbe-Straße begründete den Wohlstand des Ortes. Besondere Bedeutung gewann Helmstedt aber, als ein braunschweigischer Welfenherzog Julius es im Jahre 1576 zum Sitz seiner Universität machte. In Ehren hat sie dem Land und der Wissenschaft gedient, bis Napoleons Bruder Jerome als „König von Westfalen“ es für richtig hielt, sie zu schließen. Das um 1600 errichtete stolze Universitäts-

gebäude in Renaissancestil steht noch und wurde gerade ausgebessert und erneuert. An gar manchem Hause kündete eine Metalltafel, welcher bechende Gelehrte darin gewohnt hat. Bei unserem Schlendern durch die Straßen, Gassen und Plätze sahen wir manch schönes Städtebild mit alten Bürgerhäusern, aber leider auch gar zu viel nezeitliche Geschmacklosigkeit, ein Zeichen dafür, daß Helmstedt keineswegs ein verträumtes Nest ist, wie man meinen könnte, nicht nur eine Stadt der Schulen und Gerichte. Die nahen Braunkohlengruben haben eine blühende Industrie ins Leben gerufen. Das liebe alte Nest hat Wilhelm Raabe in seiner kleinen Erzählung „Die alte Universität“ gefeiert.

Die Braunkohlenlandschaft liegt südwestlich von Helmstedt in einer Ausdehnung von etwa 50 km. Sie erstreckt sich bis über die Zonengrenze hinaus, die auch hier natürlich gewachsene Wirtschaftszusammenhänge widernatürlich zerreißt. Von der Gewaltigkeit der im Tagebau betriebenen Gruben bekommt man einen Begriff, wenn man an den Rand einer Grube herantritt. Es ist ein klein wenig



Kloster Wienhausen
Agnes von Meißen, die Stifterin des Klosters

unheimlich, in so ein steil abfallendes Riesenloch hineinzusehen. Bevor man das oberste Flöz erreicht, muß eine Erdschicht von rund 60 m Dicke weggeräumt werden. Andere Flöze liegen bis zu 100 m tief. Es gibt Gruben, die mehrere Kilometer lang und breit sind. Sie gehen immer dem Flöz nach, und alles, was auf ihrem Wege liegt, muß weichen. Straßen, Eisenbahnen, ja Wasserläufe und sogar ganze Dörfer, alles wird umgelegt und neu gebaut. Welche Mittel das erfordert, kann man sich denken. Man arbeitet aber auch mit höchst entwickelten Riesenbaggern, Bahnen und sonstigen Hilfsmitteln arbeitsparender Art. Hier wird eine ganze Landschaft nicht nur verändert, sondern geradezu schaurig zerstört. Es ist bedrückend.

Beglückend dagegen ist die Fahrt in das mächtige Waldgebiet des Elms, hinein und hinauf. Hier war nur Stille, Schönheit und Farbenrausch. Irrendwo seitab liegt der Tetzelsstein, wo dem Ablassprediger das Handwerk gelegt worden sein soll. Nach langer Kammfahrt ging's nordwärts hinunter zu einer anderen Perle Niedersachsens, nach Königslutter. Das Städtchen zeigt in bescheidenem, aber nicht unberechtigt stolze seine wohl erhaltenen Fachwerkhäuser aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Aber was uns hierher lockte, war der mächtige Kaiserdom in romanischem Baustil aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts. Er ist eine Feste, im Innern raumtönend und weihetvoll. Der Kreuzgang ist eine besondere Sehenswürdigkeit: er ist zweischiffig, und seine Säulen und Kapitälchen zeugen von der erfindungsreichen Kunst der einheimischen Steinmetzschule. Die tausendjährige Linde im Hintergrund ist wohl die gewaltigste und schönste ihrer Art. Das Löwentor erinnert an ähnliche in Oberitalien. Den reichsten Schmuck zeigt der Chor mit den in Stein gehauenen Jagdszenen an der Apsis und dem lateinischen Spruch in Spiegel-

schrift, mit dem der Baumeister sich selbst ein Denkmal setzen wollte. Aber den Namen hat er uns verschwiegen. — Der Name Kaiser-„Dom“ ist eigentlich falsch, denn er war nie Bischofskirche. Vielmehr stiftete Kaiser Lothar von Supplinburg das Gotteshaus dem dortigen Benediktinerkloster. Es sollte seine Grabstätte werden und wurde es. Auch seine Gemahlin Richenza liegt dort und sein Schwiegersohn, Heinrich der Stolze, Heinrichs des Löwen Vater. Ihre Grabdenkmäler wurden zerstört, als Ende des 17. Jahrhunderts die flache Holzdecke einstürzte. Erst danach schuf man die Deckengewölbe, das wir heute sehen, und die Grabgestalten, die mitten in der Kirche ihren Platz gefunden haben. Hier fühlte man sich vom Hauch deutscher Kaisergeschichte berührt.

Unser Weg zur Lutterquelle, eine der stärksten in Deutschland, war vergeblich: sie war leer. Eine Folge der Dürre.

Nun ging's nach Süden, quer über den Elm, in eine veränderte Landschaft. Hier sahen wir keine niedersächsischen Bauernhöfe und -häuser mehr. In Kneitlingen erreichten wir bald Till Eulenspiegels Geburtsort und in Schöppenstedt das Feld seines Schabernacks. Zum Kneitlinger Kirchlein muß man ein Stück Weges hinaufsteigen, vorbei an einem Gehöft mit Tümpel. Dann steht der steinerne Till vor einem mit lachenden Augen und spöttisch verzogenem Mund, und man kann den Worten auf dem Sockel nur zustimmen: „Narr, Schalk, Weiser, Mensch.“ Ein eindrucksvolles Denkmal. Schöppenstedt und Hornburg durchfahren wir zu willkommener Kaffeetafel in einer kleinen Talmulde des „Kleinen Fallstein“. Aber wichtiger war etwas anderes. Wer Kraft und Lust hatte, stieg auf den Galgenberg hinter dem Hause. Weit schweiften oben der Blick hin über das Land im Süden, bis hin zum Harz und zum Brocken. Dann wagten einzelne, das Staubfeld zu überqueren, das einmal Acker gewesen war, hin zu dem Bild unseliger Verranntheit und Willkür, zu dem Stacheldraht und dem umgepflügten Todesstreifen, die uns von unseren mitteldeutschen Brüdern trennen. An einer Stelle war der Zaun niedergebrochen, aber von Wachtürmen im Hintergrund aus wurden wir scharf beobachtet. Ein erschütterndes Erlebnis. Mit Recht wird es, wenn möglich, in unsere Fahrten eingeplant.

Auf dem Rückweg kamen wir wieder nach Hornburg. Ein Teil der Mitfahrer ging zu Fuß durch den Ort. Die Burg ist eine unserer ältesten; sie wurde schon im 8. Jahrhundert gegründet. Sie deckte eine wichtige Straßenkreuzung und vor allem einen Zugang zum silberreichen Harz. Oft wurde sie umkämpft, oft erlitt sie Zerstörung. In ihrer heutigen Restgestalt lohnt sie keinen Besuch, wohl aber das Städtchen, ein niedersächsisches Rothenburg. Deutsche, lateinische und sogar griechische Inschriften an den breiten Hausbalken locken zur Entzifferung und Enttäuschung.

Wieder brannten schon die Lichter, als wir in Salzgitter einfuhren, die Stadt unseres Nachtquartiers. Es ist die zweite gewaltige Stadtgründung des Dritten Reiches. Sie war und ist dazu bestimmt, das größte deutsche Eisenvorkommen zu fördern und zu verarbeiten. Die technischen Voraussetzungen dafür waren erst in den dreißiger Jahren gegeben. Bei der Gründung mußte man sich nach der Lage der Erzadern unter der Erde richten und nach den nutzbaren Schienen- und Wasserwegen. Das nötigte dazu, 28 Dörfer mit der alten Stadt Bad Salzgitter zu einem an Ausdehnung gewaltigen neuen Gemeinwesen zusammenzuschließen. Einheitlich konnte das neue Gebilde natürlich nicht sein. Bauernland und Industriegelände liegen neben- und durcheinander. Die großzügig geplante Gestaltung wurde durch den Kriegausbruch verhindert.

In kleineren Gruppen ließ man den erlebnisreichen Tag froh ausklingen. Wie reich war er gewesen! Wir hatten am Grabe von Kaiser und Herzog gestanden und waren im Geburtsort des viel bekannteren Schalkes aus dem Volke gewesen, hatten Städte und Dome, die „Alte Universität“ und moderne Kohlengruben, herrliche Wälder und die Todesgrenze mitten durch unser Vaterland gesehen, alles auf niedersächsischem Boden zwischen Morgen und Abend.

Der dritte Tag begann mit einer kleinen Veranstaltung heiterer Morgensternverbundenheit. Einem Ehepaar unserer Gemeinschaft, das seinen Hochzeitstag beging, wurde mit Gesang und Andichtung und Geschenk gehuldigt. Das gewichtige Vorspiel dazu mit Hut- und Blumenkauf hatte man schon in Helmstedt und Königslutter miterlebt.

Dieser dritte Tag war mehr erdgeschichtlich als heimatgeschichtlich bedeutungsvoll. Wir lernten das Bergland der Innerste und das Ith-Hilsgebirge kennen. Je nach ihrer Entstehungszeit und -weise streichen die langgestreckten, schmalen, herrlich bewaldeten Höhenzüge verschieden. Zwischen ihnen breiten sich siedlungsreiche Mulden aus. Ersten Halt machten wir bei einem ehemaligen bischöflich-hildesheimischen Jagdschloßchen, besser gesagt bei einer in seiner Nähe gelegenen Höhlenfelswand, die bildhauerisch zu einer Art von Heiligtum für den Schutzpatron der Jäger gemacht

Uns Hustieren in'n plattdötschen Snack

De Hund:

Kummst du över'n Hund, kummst du ok över'n Steert.
Een olen Hund kannst slecht dat Bieten lehren.
Hunnen, de bellt, biet't nich.
Kannst en Hund in'n Graben trecken,
denn kriegst Halftergüld.
Wenn di en Hund beten hett, denn müßt du öor Hunnenhaar opleggen.
Se leevt tohoop as Hund un Katt.

De Katt:

Wenn de Katt ne in'n Huus is, danzt de Müüs op'n Disch.
Je mehr 'n de Katt strakelt, je höger böört se den Steert.
Wenn't Unglück wesen schall, fällt de Katt van'n Stohl und brickt sik de Ohren.
Den schönsten Puckel maakt de Katt.
Glatten Katten kröopt ne ünner de Aulen.
Du sühst ut as so'n natte Katt in't Mulk.
De hett Ogen as so'n olen Klosterkater.



worden ist, für den heiligen Hubertus. Jagdfreudige Kirchenfürsten vergangener Jahrhunderte haben sie besucht und sich in großen, in Stein gehauenen Inschriften verewigt. Für die guten Fußgänger begann hier die wunderschöne Wanderung zu den Bodensteiner Klippen. Das Wetter hatte sich geändert. Bald lachten Sonne und blauer Himmel, bald zogen graue Wolken davor; der lang erwartete und ersehnte Wetterumschlag kündigte sich an. Es wehte und stürmte gar. Manches Mal sahen wir an diesem Tage, wie der Sturm die ausgedörrte Ackererde aufwirbelte und davontrug. In unserer Waldeinsamkeit hörten wir ihn rauschen und brausen und sahen, wie er die Wipfel schwanken und schwingen ließ — ein Bild vornehmer Anmut. Man dachte an Gottfried Kellers Waldlied: „Arm in Arm und Kron' an Krone steht der Eichenwald verschlungen, heut' hat er bei guter Laune mir sein altes Lied gesungen.“ Die Klippen auf der Höhe nötigten zu mühseligem Klettern und hier und da zu ängstlichem Herzklopfen. Aber wer oben stand, vom Wind umbraust, mit dem Blick in die herbstliche, stark bewegte Waldwipfelschönheit rundum, mochte das Erlebnis nicht missen. Auch der Abstieg war nicht immer leicht, wurde aber mit gegenseitiger Hilfe glücklich geschafft. Wir waren aber froh, als wir den Bus erreichten, der vorgefahren war, zumal der ersehnte Regen plötzlich einsetzen zu wollen schien.

Salzdetfurth wurde erreicht; wir sahen das Gräberwerk und das Bremerhavener Kinderheim; wir fuhren bergauf und bergab, schließlich an den „Sieben Bergen“ vorbei nach Alfeld an der Leine zur Mittagsrast. Dann bergauf und bergab zum nächsten Abenteuer, der Durchquerung der Höhle, die nach dem blutgierigen Räuber Lippold ihren Namen hat. Man warnte uns, aber wer nicht hören will, muß fühlen, und mancher mag seiner Kühnheit geizt haben, als er sich durch den stockdunklen, schlauchartigen Felsengang hindurchzwängen und sogar ins Ungewisse fallen lassen mußte. Wer durch war, atmete befreit auf, und die Frauen nahmen die geretteten Männer glücklich in Empfang, soweit sie das Wagnis nicht selbst auf sich genommen hatten.

Die Erholungspause im nahen Hameln war willkommen, und der darauffolgende Rundgang führte uns zu den Prachtbauten früheren Bürgerreichtums. In Hessisch-Oldendorf wurde nach fröhlichem Tafeln der feierfrohe Geist unseres Gründers Hermann Allmers beschworen, bis es weiter ging, bergauf und bergab, ins Dunkel der Nacht hinein, hinein in den Qualm des mächtigen Moorbrandes, hinein ins Bremer Lichtermeer und wieder heraus und auf wohlbekannter Strecke der Heimat zu.

Dr. B.

Sagen zwischen Niederelbe und Niederweser

Ein Buch „Sagen aus dem Lande zwischen Niederelbe und Niederweser“ ist jetzt im Selbstverlag des Stader Geschichts- und Heimatvereins erschienen. Unter Mitarbeit der Lehrer Angelus Gerken aus Farven, Kreis Bremervörde, und Georg Brinke aus Rüspel sind die Beiträge von Oberstudiendirektor a. D. Dr. Hans Wohltmann, dem Leiter des Stader Geschichts- und Heimatvereins, gesammelt und bearbeitet worden. Diese Sagensammlung, die bereits vor 30 Jahren begonnen wurde, ist die erste, die den ganzen Regierungsbezirk Stade umfaßt und die meisten Kreise dieses Gebietes ganz neu erschließt. Der Stader Graphiker Synold Klein schuf dazu ansprechende Zeichnungen.

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutschen Zeitung. Es kann eingeschrieben bezogen werden zum Preis von vierteljährlich 0,60 DM. Verlag Ditzsch & Co., Bremerhaven, Hafenstraße 140. Postcheckkonto: Hamburg 136 96. Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Dr. Panzer, Bremerhaven-Lehe, Lange Straße 7.